

„Das ist nicht die Wirklichkeit“

Laudatio zur Vernissage von Marita Hornberger am 18.9.2007 in Friedrichshafen

Christina Prätsch-Koppenhöfer

In meiner Laudatio zur Vernissage von Marita Hornberger möchte ich in vier Varianten anregen, nach der besonderen Verbindung von Wirklichkeit und Kunst in ihren Bildern zu suchen:

1. Die Künstlerin müsste in etwa wissen, was sie meint, wenn sie ihrer Ausstellung den Titel gibt: „Das ist nicht die Wirklichkeit“. Denn „Wirklichkeitserfahrung“ im Sinne eines tätigen Lebens in nicht immer geneigter Welt hat sie jede Menge. Geboren und aufgewachsen in einem Schwarzwalddorf, musste Marita Hornberger, um das Abitur zu erwerben, mit sechzehn Jahren ins Internat gehen. Nach ihrem Studium unterrichtete sie mehr als dreißig Jahre lang als Gymnasiallehrerin mit meist vollem Lehrauftrag am Stuttgarter Königin-Katharina-Stift Kinder und Jugendliche in den Fächern Französisch, Kunst und Sport. Stets versuchte sie, ihr lebhaftes aktives und rezeptives Interesse an Kunst, Literatur und Theater mit ihrem Beruf so gut wie möglich zu verbinden, organisierte Französisch-Austauschprogramme für Schülerinnen und Schüler, auf denen Theater gespielt wurde, malte in ihrer Freizeit und veranstaltete immer wieder eigene Ausstellungen. Doch kann sie sich erst seit ihrer Pensionierung im Februar dieses Jahres, auf die unmittelbar folgend sie mit ihrem Mann nach Owingen umzog, ganz frei ihrer Malerei widmen.
2. „Das ist nicht die Wirklichkeit.“ – „Ceci n'est pas une pipe“, schreibt Margritte 1928 unter sein Bild einer Tabakspfeife. Damit erreicht er mindestens drei Dinge zugleich: Erstens weist er darauf hin, dass Bilder in ihrer Sichtbarkeit etwas anderes besagen als Worte. Zweitens betont er, dass der Wirklichkeitsanspruch seiner Bilder sich von dem alltäglicher Dinge unterscheidet. Drittens gelingt es ihm, und zwar durch die Verneinung im Titel umso unmittelbarer, neben die gemalte Pfeife das Ding mit seinen sinnlichen Assoziationen zu stellen. Denn es ist uns unmöglich, „etwas“ absichtlich „nicht“ zu denken. - Und so geht es uns auch mit dem Titel der Ausstellung. Indem Marita Hornberger die Frage nach der Wirklichkeit ihrer Bilder sprachlich negiert, trägt sie diese lebendig und farbig an uns heran.
3. In ihrem eigenen Text zur Ausstellung beruft Marita Hornberger sich auf Giacomettis Äußerung: „Wenn nur jemand anderes das malen könnte, was ich sehe, dann könnte ich endgültig mit dem Malen aufhören.“ Hier klingen Not und Sehnsucht an. Einen ähnlichen Ton trifft man bei dem französischen Strukturphilosophen Michel Foucault, (der auch über Margrittes Bild einen Aufsatz geschrieben hat): "In den Diskurs, den ich heute zu halten habe, und in die Diskurse, die ich vielleicht durch Jahre hindurch hier werde halten müssen, hätte ich mich gern verstohlen eingeschlichen. Anstatt das Wort zu ergreifen, wäre ich von ihm lieber umgarnt worden, um jedes Anfanges enthoben zu sein. Ich hätte gewünscht, während meines Sprechens eine Stimme ohne Namen zu vernehmen, die mir immer schon voraus war: ich wäre es dann zufrieden gewesen, an ihre Worte anzuschließen, sie fortzusetzen, mich in ihren Fugen unbemerkt einzunisten, gleichsam, als hätte sie mir ein Zeichen gegeben, indem sie für einen Augenblick aussetzte. Dann gäbe es kein Anfangen. Anstatt der Urheber des

Diskurses zu sein, wäre ich im Zufall seines Ablaufs lieber eine winzige Lücke und vielleicht sein Ende."¹

Auch im Text von Marita Hornberger, die sich auf Giacometti beruft, zeigt sich, dass im Malen der tiefe Drang nach eigener Gestaltung mit einer nie ganz aufhebbaren Unsicherheit sowohl über deren genauen Inhalt als auch das Gelingen der Vermittlung zusammenkommt. „Wie kann man in der Bilderflut überleben?“, fragt sie und damit ist die äußere Bilderflut angesprochen, der wir alle ausgesetzt sind, wie auch ihre innere. Marita Hornbergers Antwort geht in ähnliche Richtung wie Giacometti und Foucault. Man überlebe, indem man versuche, die Bilderflut wiederum in Bilder zu bannen, „in Bilder, die unter die Haut gehen“. Das kann nicht anders als darauf hinaus laufen, als während des Malprozesses nach solchen Bildern zu suchen, sie „in sich freizulegen“, jedoch in der Unsicherheit, dabei womöglich Trivialitäten oder Phantome zu erzeugen. Aus der Notwendigkeit heraus, dass Innen und Außen sich begegnen, entstehen Bilder in einer eigenen, fragwürdigen Wirklichkeit, deren Bedeutung sich noch erweisen muss. Das ist ein anstrengender, unsicherer Prozess, bei dem der Künstler sich ein Stück weit preisgibt. Wenn es gelingt, ist dies beruhigend und beglückend. Wer entscheidet darüber?

4. Eine letzte Variante: „Wie wirklich ist die Wirklichkeit?“, so fragt 1976 der Kommunikationspsychologe und Konstruktivist Paul Watzlawick. Seine Antwort: Es gibt nicht „die Wirklichkeit“, diese ist stets eine subjektive Konstruktion. – Die Frage nach der Wirklichkeit dieser Bilder wäre dann, inwiefern sie kommunizieren können. Inwiefern sie durch das Bannen auf das Maltuch ein Eigenleben gewannen, indem sie über die Notwendigkeit heraus, aus der sie produziert wurden, andere, uns Betrachter, ansprechen und in uns wiederum eigene Bilder hervorrufen, wenn auch vielleicht in jedem auf andere Weise.

¹ Erste Sätze in: „Die Ordnung des Diskurses“; Michel Foucault; 1971.